Der Charlie.

Ein Viertelstündchen beim Barbier.

Der Rademeier iß an Schäkäß, des geht mit-aus Sage un soll offkohrs tel Rieflekschen auf die vierlegged Schäkässes sein, wo's nit helfe tenne, daß sie's sinn. Fier all des kann der Rademeier denselbe Klähm rähfe — er kann's auch nit helfe. Daß er en Schäkäß iß, brauch ich nit mehr zu pruhfe, sell hat er selber schon gut un plentich getan.

Un wie der Herr, so's Geschirr — dem Rademeier sein Barkieper iß e Hohrs von derselbe Koller, der iß auch en Schäkäß. Nah, sell stimmt nit ganz, der belangt in e andere Klaß von der Menadscherich — der iß e Skunk.

Sell iß einer von dene Schermens, wo gern bieneie meechte, daß se briebe gehore sinn, aber sie brauche nor den Mund aufzumache, dann merkt mer's gleich, wo der Bartel den Most geholt hat: sie tahte e schlechtes Englisch un e noch schlechteres Deitsch — un so wie se tahte, so sinn se auch: nit Fisch, nit Fleisch.... nit Schermen, nit Ameriken.... halb un hald, also nix.

Beim Beginning von dem War, da hat der Phil sich gege die Schermens dieklährt — ich denke, er hat gemeint, daß die Schermens kei Schähns habe zu winne un er hat offtohrs auf der winning Seit sein wolle. Sell iß sein Karrekter: er will immer mit dem Winner sein — un des zeigt ebe, daß er kein Karrekter hat. En Karrekter stickt zu seiner Seit — winn oder luhs. Aber der Phil hat immer ein Ei zum Bisseneß, un dabei kann mer nit zu seine Karrekter tende. In der Pallitiks hat er's grad so gemacht: wenn's de Riepobblikens ihr Schähns war, war er en Riepobliken. Dann habe ihm die Demmekrätts e Affiß versproche, Neitwatschmann oder Stuhlpitschen oder so — da hat zu de Demmekrätts geschähnscht. Wie dann die Progressifs aufgekumme sinn un er en Opening bei dene gespeit hat, iß er en Bull Muhser geworde.... wenn en Mensch kein Karrätier hat, dann kann er sich iesieh en andere angewehne; im End iß es doch desselbe: en Lump bleibt en Lump, ganz egal zu welcher Partieh er belangt und von welcher Konntrieh er hählt.

Also wie gesagt, der Phil war Antei-Schermen, un ich hab mir gesagt: Gut Riddens — auf den eine Barkieper wird's de Schermens nit ankemme; ob der fier se rute tut oder nit, dessentwege werde sie doch winne. Der Phil hat dieklährt, er wär en Amerriken un die Schermens wäre im Rong un Amerriläh först — un hat all die Fräyses nachgetahlt wie en Parrot.

Well dagege kann m'r nix sage. Wenn einer en Amerriken först sein will, dann iß des sein Bisseneß — aber er kann damit Niemand fuhle, nit die Amerrikens un nit die Schermens. Un der Phil hat's änniweh nor getan, bielahs weil er nit fier en Keiser gehe wollt. Mit dem Deielett un mit dene Viehtschers!

Mir habe kei Attenschen mehr gepäßt zu seim Taht un je mehr die Schermens gesiegt habe, desto weniger hat er getahlt. Inzwische iß aber die Siituähschen in Mexiko immer schlechter geworde un beendei hat sogar en bleind Männ sehe kenne, daß wir mit dem watschwoll Wähte nit an dem War vorheikomme. Wie's nach eme War mit Schermenieh ausgesehe hat, da hat der Phil immer sei großes Maul voll genomme un hat gesagt, es wär jedem gute Amerriken sei Dutieh fier die Konntrieh zu feite un er wird gleich die Miliesche schoine. Sell hat er off kohrs ner gesagt, bielahs weil des Großmaul schuhr war, daß es kein Krieg mit Schermenieh gebt un daß, wenn's ein gebt, nit hier gefeitet wird. Der Smahrtie!

Jetz habe mir aber den Krieg, jetz brauche mir hier Sohldschers, jetz habe die, wo immer Feit getahlt habe, a Schähns zu feite. Wie se die Miliesche rausgeordert habe, habe mir den Phil gesagt: „Hau abaut it?" Aber da hat er von dem Haue nix wisse wolle — er wär nit fitt zu feite, er wär zu heiwrie, un bieseits wär er auch zu alt un änniweh wär er en Schermen, en Heifen un der Pressedent hätt's nit verdient um die Heifens, daß die sich fier ihn tille lasse.

Well, ich hab weiter nix zu dem Phil gesagt als: „Schott opp! Du bist nieder en Heifen, noch en Amerriken, noch en Schermen — du bist einer von dene Lumpe, wo ieberhaupt nix finn, wo ihrer neue Konntrieh ebensowenig truh sein kenne, wie sie's ihrer alte ware. Du bist en Gräfter, wo immer zu der Seit stickt, wo er sein meiste Bennefitt davon hat. Du bist nix weiter wie en Skunk — un wenn du nit wisse sollst, was en Skunk iß, nacher brauchst du nor in e Luckingglaß zu sehe, dann siehst du eins. So ein wie dich kenne se nit hier un nit briebe juhse, eckspt wenn se emal e Hattährbrigähd aufmache, dann kannst du davon der Schennerel werde. Was aber kei persenell Riemark sein soll."

Es iß ja kei Juhs, daß mer so eim en Piehs von seiner Meind gebt, helfe tut's doch nit, aber schade kann's auch nix, wenn so einer weiß, was eim sei Senntiments sinn. — Next!

Ein Witz.

Fünftausend Dollars ist ein teurer Spaß.

Die Engländer haben keinen Sinn für Humor. Das bedarf keiner weiteren Erläuterung, weil es eine allbekannte und allbekannte Tatsache ist.

Es zirkuliert ein recht boshaftes Scherzwort: „Die Deutschen haben ihre Flotte als Witz verkleidet. — Warum? — Weil sie dann von den Engländern nicht gesehen wird".

Die Engländer haben keinen Sinn für Humor; sie können einen Witz nicht sehen d. h. nicht verstehen. Der beste Beweis dafür sind die englischen Witzblätter — die keinen Witz enthalten. Die an Langweile sich beinahe mit den Leitartiteln der englischen Tagesblätter messen können, was allerdings viel heißen will.

Und nun hat ein engliches Wochenblatt einen Witz gemacht, der auf fünftausend Dollar bewertet wurde — wobei zu bemerken ist, daß es gar kein Witz war .... und das ist der Humor davon.

Die Londoner Wochenschrift „Bystander" hatte eine Karikatur veröffentlicht: ein britischer Soldat sitzt, an einen Baum gelehnt, an einem Grabenrand — Tommy's Gesicht trägt den Ausdruck tiefsten Entsetzens. Er ist feldmarschmäßig ausgerüstet; sein Gewehr scheint ihm allerdings abhanden gekommen zu sein — es ist nirgends zu sehen. Statt des Gewehrs umklammert seine linke Hand eine Schnapsflasche, die er inbrünstig an's Herz drückt. Aber die Flasche ist leer, nicht das allerkleinste Tröpfchen läßt sich ihr mehr entlocken. Die Zeichnung führte die Unterschrift: „Als vermißt gemeldet!"

Der Bystander brachte das als Witz — und die Engländer haben keinen Sinn für Humor ..... der Bystander wurde prompt verurteilt. Der Besitzer des Blattes mußte fünfhundert Pfund Strafe zahlen, der verantwortliche Redakteur und Leutnant Bernhard, der Zeichner der Karikatur, je zweihundertundfünfzig Pfund. Tausend Pfund, fünftausend Dollar, fünfundzwanzigtausend Mark ..... entschieden ein teurer Spaß. Und dabei war es ein so billiger Witz; es ist kein Geheimnis, daß die Schnapsflasche bei Tommy Atkins eine große Rolle spielt.

Geschieht dem Bystander aber ganz recht; ein Witz, der allgemein gemacht werden kann, ist ein gemeiner Witz, ist überhaupt kein Witz. Und diese Karikatur ist schon gar kein Witz — sie ist eine böse Wahrheit. Wenn nun Jemand in England unter den obwaltenden Verhältnissen einmal die Wahrheit sagt, dann wird das in England sofort bestraft. Je unangenehmer diese Wahrheit ist, desto schwerer wird sie geahndet. Die im Bystander veröffentlichte Wahrheit ist den Briten höchst unangenehm, deshalb wurde die Strafe auf fünftausend Dollar festgesetzt. Bei der Seltenheit der Wahrheit in England kein zu hoher Preis.

Freilich, wenn die Engländer Sinn für Humor besäßen, hätten sie gelächelt über des Bystanders Bosheit, meinetwegen sauer gelächelt — nur nicht zeigen, daß man sich ärgert, daß der Witz schmerzt, weil er eine Wahrheit ist.

Die letzten Serben.

Der Hilferuf eines sterbenden Volkes, das sein Los verdient.

England ist bereit, bis zum letzten Serben zu kämpfen. England hat die Serben, die mit williger Hand den Brand in das europäische Pulverfaß geschleudert haben, feige ihrem Schicksal überlassen. Und dieses Schicksal hat sich erfüllt: Serben und Sterben ist mehr als ein bloßer Reim. England ist aber noch nicht damit zufrieden, daß es so viele Tausende Serben auf dem Schlachtfeld geopfert hat, es will auch die Unglücklichen, die durch die Flucht das nackte Leben gerettet haben, auf dem Altar seiner Sicherheit und seiner Herzlosigkeit opfern — die Tausende, die in Korfu neu eingekleidet und ausgerüstet wurden, sollen ihr Leben für den Verbündeten einsetzen, der für sie nicht einen Finger gerührt hat.

Dagegen legt Rußland sein Veto ein. Serbien war stets der Schützling Rußlands gewesen und Rußland braucht die Serben — nach dem Kriege. Braucht sie dann weit nötiger als jetzt in den Schlachten; denn Rußland, das von diesem Kriege nicht mehr die Erfüllung seiner Pläne erwartet, baut vor ..... es hat seine Pläne, den Gedanken des Panslavischen Weltreiches und den Besitz Konstantinopels, nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Dabei bedarf es der Serben und darum will es die Reste der Serben vor der völligen Vernichtung schützen.

Die Wortführer der Serben dürfen in der russischen Presse ihre Stimmen erheben; sie dürfen gegen die Verwendung der Reste des Serbenheeres protestieren, weil diese Verwendung gleichbedeutend sei mit der Ausrottung Serbiens. Ganz besonders scharf spricht sich der serbische Schriftsteller R. Peschitsch-Gostuschskij in der Moskauer „Rußkija Wsedomosti" aus:

„Wir Serben haben bei einer Bevölkerungszahl von 2.9 Millionen im Jahre 1912 402,000 Soldaten ins Feld gestellt. Seitdem haben die weiteren Einberufungen nicht aufgehört. Von Feinden umringt, schlugen wir uns bis zum letzten Blutstropfen, kämpften wir nach allen Seiten, vor Hunger sterbend. Serbien ist nun, gleich Belgien, vom Feinde erobert, es besitzt aber zugleich fast keine männliche Bevölkerung mehr! Ein Teil ist gefallen, ein anderer gefangen, ein Teil flüchtete nach Albanien, wo er zugrunde ging; 38,000 Jünglinge, die vor der Einberufung standen, wurden von unseren zurückziehenden Truppen nach Albanien geschafft. Davon sind nicht einmal 10,000 nach Korfu gelangt! Die übrigen kamen in den Schneefeldern Albaniens um, an der Grenze des befestigten Lagers von Valona, wo man die Serben nicht hineinließ, aus Furcht, sie könnten die Cholera ins Lager schleppen. So ging die Blüte der serbischen Jugend zugrunde, zusammen mit den Veteranen dreier Kriege! Nur tümmerliche Reste wurden schließlich nach Korfu und Bizerta geschafft ... Wir haben von einem Groß-Serbien geträumt. Und jetzt? In der Behauptung, daß das serbische Volk stirbt, steckt keine Uebertreibung. Viele Hunderttausende sind in den Kämpfen gegen die Türken, die Bulgaren, die Oesterreicher, die Deutschen und abermals die Bulgaren gefallen; was übrig blieb, ist an der Cholera, dem Flecktyphus, in den Schneefeldern Albaniens zugrunde gegangen. Sollte auch ein Groß-Serbien geschaffen werden, so wird es lediglich aus Frauen, Kindern und unbestellten Aeckern bestehen. Wir, die Ueberlebenden, fragen uns: Wie, auf welche Weise soll die Wiedergeburt des serbischen Volkes vor sich gehen? Wozu braucht es ein Groß-Serbien, wenn es keine Serben mehr geben wird? Schonen, schonen muß man die letzten serbischen Männer, damit das serbische Volk seiner Zukunft nicht ganz verloren geht...."

Der Schluß dieses erschütternden Hilferufes in der „Rußkija Wsedomosti" ist von einem großen Zensurfleck bedeckt.

Man könnte Mitleid mit diesem Volke haben, wenn nicht sein Wappenschild in blutigen Riesenlettern seine Schuld kündete: „Mord!" Der abscheuliche Mord seines Königspaares, der unerhörte Mord des österreichischen Thronfolgerpaares waren die letzten Glieder in der Kette von scheußlichen Verbrechen. Serbien gab die direkte Veranlassung zu dem Weltkrieg — und dafür ist keine Strafe schwer genug, selbst nicht die Ausrottung des Serbenvolkes, das seiner eigenen Sünden Opfer wird.

Komische Erfindungen.

Der Humor in der Kriegstechnik.

Die Kriegstechnik ist eine hochernste Wissenschaft. Ihre Bedeutung ist in dem Maße gestiegen, in dem der Krieg sich zu einer Kraftprobe der Technik entwickelte.

Daß aber neben dem Ernst der Kriegstechnik auch der Humor auf diesem Gebiete sein bescheidenes Plätzchen finden kann, beweisen einige Erfindungen, die Sir John Thomas in dem Londoner Institut für Wissenschaften bekannt gegeben hat. In einer Uebersicht, die er über die sechzehnhundert neuesten, dem englischen Munitionsministerium eingereichten Patentanmeldungen gab, erwähnte Sir Thomas zwei belustigende Einzelheiten.

Mit einer mehr menschenfreundlichen als brauchbaren Erfindung erschien ein magerer, blasser Phantast mit langen wehenden Haaren. Er hatte eine Erfindung gemacht, etwas ganz neues und etwas höchst eigenartiges: ein menschenfreundliches Bajonett. Was natürlich ein Unsinn ist — ein Bajonett kann niemals menschenfreundlich sein, sonst ist es eben kein Bajonett. Und es war auch keins. Was der Phantast vorlegte, war eine stumpfe Stahlklinge ohne Spitze, die allerdings die Form eines gewöhnlichen Bajonetts hatte. Sobald diese menschenfreundliche Waffe die Brust des Feindes trifft, teilt sie sich durch den Druck einer Feder in zwei Teile, die den Feind wie eine Zange umklammern. Eine Mordwaffe ist eine Mordwaffe oder sie ist es nicht; in letzterem Falle ist sie ein nutzloses Spielzeug, das bestenfalls in einem Kriege Anwendung finden kann wie er den Fürsprechern der Humanität vorschweben mag.

Eine andere nicht minder komische Erfindung: heizbare Unterbeinkleider für Schützengräben. Ein Elektrotechniker empfahl dem Munitionsministerium sein elektrisch heizbares Unterbeinkleid für die Soldaten in den Schützengräben, das sich außerdem auch für Luftschiffer besonders eignen dürfte. Die wollene Hose ist mit außerordentlich feinen Drähten durchzogen, die in eine kleine Batterie vereinigt sind. Die Batterie wird wie eine Patrontasche am Gurt befestigt und nach Belieben oder Bedarf an oder ab gestellt, und kann jederzeit leicht erneuert werden.

An sich ist die Idee der heizbaren Unterhose nicht so übel, aber ein wesentlicher Punkt dabei ist die Möglichkeit der Regelung der Temperatur in der Hose; es liegt die Gefahr vor, daß bei einer Ueberheizung der Träger der Aufenthalt in der Hose unbequem werden könnte. Er würde es vorziehen, aus der Hose zu fahren und, wenn der Fall einträte, daß die Drähte durchbrennen, dem Beispiele der Drähte folgen und ebenfalls durchbrennen.

Ueberdies wäre bei der in den Schützengräben herrschenden Feuchtigkeit eine dankbarere Aufgabe eine wasserdichte Hose zu konstruieren — für das Einheizen werden schon die deutschen Feldgrauen sorgen.

Ist doch höchst belustigend zu sehen, auf welche Gedanken die müßigen Köpfe verfallen.

Der Herr Senator.

Wie man sich im Menschen irren kann.

Wir haben uns geirrt, lieber Leser, und bitten dieserhalb um Entschuldigung. Irren ist menschlich, und dieser Irrtum war wirklich nicht unsere Schuld — wir haben nur die Unvorsichtigkeit begangen, einen Mann als Mann und einen Politiker als Patrioten einzuschätzen. Das war unser Irrtum, der gewiß zu verzeihen ist.

James W. Wadsworth jr. von Geneseo ist Bundessenator des Staates New York. Außerdem ist der sehr ehrenwerte James W. Leutnant in Troop M des Ersten Kavallerie Regimentes, New Yorker Nationalgarde. Die New Yorker Kavallerie trägt in Friedenszeiten eine ungemein kleidsame Uniform — halb blaue Dragoner, halb gelbe Husaren —, was sich bei bestimmten Gelegenheiten sehr gut macht z. B. bei Paraden, bei Tanzvergnügungen, bei Gouverneursempfängen.

Seit mehreren Tagen hängt der amerikanische Himmel voller Wetterwolken. Kohlschwarz zieht es von Süden herauf. Es gibt Leute, die an den Krieg mit Mexiko als eine unvermeidliche Notwendigkeit glauben. Es gibt andererseits Leute, die den ganzen Kriegslärm für einen großen Bluff halten. So oder so, es wird fieberhaft für den Krieg gerüstet, was in jedem Falle sehr richtig ist, damit die Preparedneßschreier erkennen, was Preparedneß eigentlich ist und wieviel uns hier dazu noch fehlt.

Wir leben also gewissermaßen im Kriegszustande, ohne daß eine Kriegserklärung erfolgt wäre.

Nun gibt es ein neues Armeegesetz, das seit einem Jahre in Kraft ist, wonach ein Offizier in Kriegszeiten nicht gleichzeitig ein politisches Amt bekleiden kann — er muß in einer Eigenschaft resignieren. Es kann ein Mann nicht Bundessenator sein und Offizier in einem Milizregiment, weil er als Senator in Washington sein soll und als Offizier im Felde stehen muß. Eins von beiden kann er nur tun. James W. Wadsworth sah sich somit vor die Notwendigkeit gestellt, als Senator oder als Offizier sein Amt niederzulegen.

Und da haben wir den eingangs erwähnten Irrtum begangen; wir schrieben gestern:

„Warum sollte der Herr Senator als Leutnant resignieren? Gerade jetzt, da das Land seine Dienste nötig hat. Wadsworth ist keiner von Jenen, die im Feuer auskneifen; er hat 1898 als gewöhnlicher Soldat bei der Batterie A der Pennsylvania Feldartillerie in Porto Rico gestanden. Der Umstand, daß er seine Senatorenwürde verlieren könnte, wenn er in's Feld rückt, kommt gewiß nicht in Betracht ... Höher als der politische Ehrgeiz steht die Liebe zum Vaterlande."

Gedacht wie ein Hyphen; wie ein Deutscher; wie einer, dem die Vaterlandsliebe eingeboren ist. Der Herr Senator bekleben anders zu denken ... höher als die Liebe zum Vaterlande steht ihm seine politische Würde — — — er hat als Leutnant resigniert. Das ist sein Patriotismus. Ein lebender Senator in Washington erscheint ihm wünschenswerter, als ein toter Leutnant in Mexiko. Hoffentlich wird seine Ansicht nicht von vielen geteilt, sonst dürfte es schlimm stehen um das Land.

James W. Wadsworth meint in seinem Rücktrittsgesuch, daß er dem Lande zuhause nützlicher sein kann, als im Felde. Jeder Ellenwaren-Clerk, jeder Mörtelträger, jeder Straßenreiniger kann das mit genau demselben Recht von sich sagen. Die Logik des Drückebergers ..... es kommt ihm dabei nicht so sehr auf die Sicherheit seines Vaterlandes als seiner Person an.

Der Herr Senator will sich übrigens nicht vom Militärdienst drücken — bewahre nein — er hat sich erboten, eine Stelle als Kommandeur einer Depotabteilung anzunehmen. Welch rührende Opferwilligkeit! Schön weit vom Schuß und eine lohnende und einflußreiche Stellung obendrein. Es lebe der Patriotismus des amerikanischen Politikers.

Ein deutscher Reichstagsabgeordneter ist gewiß nicht geringer als ein amerikanischer Bundessenator. Als der Krieg ausbrach, begab sich jeder dienstpflichtige Reichstagsabgeordnete an seinen Platz in der Armee und eine ganze Anzahl trat freiwillig ein. Der Sozialistenführer Ludwig Franke, ein Mann von überragender Bedeutung, ein Mann, dem dieser Wadsworth noch nicht die Schuhriemen lösen konnte, trat als Gemeiner in Reih und Glied und fiel in der ersten Schlacht. Und der Mann hätte wirklich dem Vaterlande daheim wertvolle Dienste leisten können; er zog in's Feld, weil er's für seine Pflicht hielt. Und im Reichstage sitzen drei, vier Dutzend Abgeordnete in Feldgrau, Volksvertreter auf die das deutsche Volk stolz ist ... der Wadsworth ist auch ein Volksvertreter, einer, dessen sich zu schämen das amerikanische Volk alle Ursache hat. Ein schlechter Politiker, ein schlechterer Patriot. Wir haben ihm für einen Mann gehalten — wir haben uns geirrt und bitten um Entschuldigung.

Die Schrift an der Wand.

Die Feldgrauen haben bei der ernsten Zeit den Humor gewahrt.

Die Wanderlust ist eine urdeutsche Leidenschaft. Das haben selbst die Amerikaner anerkannt, da sie das deutsche Wort „Wanderlust" in die englische Sprache übernahmen. Und doch haben Deutsche in ihren kühnsten Wanderträumen nie daran gedacht, daß sie von Frankreich nach Kurland, von Flandern nach Mazedonien, von der Nordsee nach dem Suezkanal wandern würden. Und das vier, sechs, achtmal in zwei Jahren.

Eine ernste Zeit, aber sie haben darob nicht den Humor verloren, das beweisen die Inschriften, mit denen sich die Feldgrauen in Frankreich, Galizien, Polen, ja selbst in der Türkei verewigt haben. Wer Gelegenheit hat, diese Inschriften zu studieren, der freut sich zunächst über das tiefe deutsche Gemüt, das hier zum Ausdruck kommt. Die Sehnsucht nach Weib und Kind, nach Haus und Hof wird oft mit ergreifender Schlichtheit offenbart.

Ein Feldgrauer — in Friedenszeiten vielleicht Professor an irgend einer Universität oder ein Forscher auf literarischem Gebiete — hat sich eingehender mit der Schrift an der Wand beschäftigt und berichtet über viele schöne Funde.

„Gott schütze unsere Frauen und Kinder in der Heimat bis auf Wiedersehen," las ich in einem Hause, in dem französische Gefangene bewacht wurden. Ein anderer hatte zum Zeichenstift gegriffen und sein Heimattal aus dem Schwarzwald auf der Wand verewigt. Eine mahnende Inschrift besagt: „... bleibt darum treu dem Vaterlande, und mach' der Heimat keine Schande!" Natürlich fehlt der Humor keineswegs. Die Einsamkeit des Wachestehens hat einen Feldgrauen zu einem melancholischen Gedicht veranlaßt, das folgenden Schluß hat: „... in dem alten Rattenkasten, da will die Uhr so recht nicht hasten." Ein wackerer Landstürmer hat u. a. an die Wand geschrieben: „... wird nun 50 bald an Jahren; aber dann noch mit Geduld, tut er immer seine Schuld." Ein anderer hat offenbar über den Frieden philosophiert, denn er fragt an: „Wie lange hat der Landsturm noch?" Worauf ein Witzbold antwortet: „Bis Friede ist, nicht länger!" Und damit hat der gute Mann recht. Ein Bayer versteigt sich zu folgender Behauptung: „Jeden Feind besiegt der Deutsche, nur den Durst besiegt er nicht!"

Neben den tiefernsten Worten auch die Körnchen des Goldhumors. Die Feldgrauen haben trotz ernster Zeit und schwerer Arbeit nicht den Humor verloren; sie bewähren ihn vielmehr im Schützengraben ebenso wie im Lazarett und ganz besonders natürlich hinter der Linie. Davon zeugen einige Sprüchleln, die als sinnige Leit- und Verhaltungsanweisungen von den Feldgrauen in Soldatenheimen angebracht worden sind:

Lieber Kamerad, bedenke:
Dies ist ein Heim und keine Schenke.
Halt' in Ehren unser Haus,
Denn wie säh' es sonst hier aus!
Lärm' nicht — sonst kann man nicht lesen,
Zank' nicht — sonst bist hier gewesen.
Sei freundlich, friedlich, spuck' nicht umher,
Doch Weit'res sag' ich Dir nicht mehr.
Denke, Du seiest bei Dir zu Haus,
Da sieht es doch auch stets sauber aus!
Beachte dies alles ganz genau,
Sonst — schreib' ich heim an Deine Frau!

Die „Drohung" mit — der Frau scheint doch wohl nach den Erfahrungen sehr heilsam wirken zu müssen, denn sonst fände sie sich wohl nicht auch in einem anderen Heime wieder:

Kamerad, tritt ein!
Ein Heim soll's sein.
Sei sauber und nett,
Spuck nicht aufs Parkett.
Benimm Dich genau,
Als wenn Deine Frau
Hier schalte und walte. —
Du kennst Deine Alte!!

Wo solche Bilder an die Wand gemalt werden, herrscht natürlich eitel Ordnung und Sauberkeit.

Die 71er.

Eine Erinnerung aus dem kubanischen Krieg.

Die Einundsiebziger sind als erstes New Yorker Milizregiment an die mexikanische Grenze unterwegs.

Wie im kubanischen Kriege sind sie auch diesmal wieder die ersten. Wie im kubanischen Kriege werden sie auch diesmal in Ehren bestehen und lorbeergeschmückt in die Heimat zurückkehren.

Stramm und stolz ziehen sie hinaus, mit lachenden Gesichtern und leuchtenden Blicken, umbraust von den jubelnden Grüßen der Freunde und Brüder, begleitet von den frommen Segenswünschen der Mutter und den Tränen der Schwestern und Bräute — gerade wie vor achtzehn Jahren. Und die Helden von damals sehen ernsten Blicks die Helden von morgen scheiden, ihre Söhne.

Ernsten Blickes ... denn es steigen Bilder auf aus vergangenen Tagen, aus den Tagen des kubanischen Krieges ... aus den Tagen nach dem Friedensschluß.

Ein klarer Herbsttag — New York ist auf den Beinen, eine ungewöhnliche Aufregung hat sich der Bewohner der Metropole beschäftigt: die Einundsiebziger kommen.

Die Helden, die sich treu bewährt und das Sternenbanner zum Sieg geführt hatten. Sie kamen heim und ganz New York wollte sie begrüßen, wie es den Siegern gebührte. Ein Flaggenwald zog sich von der Battery über den Broadway die Fünfte Avenue hinauf — eine rot-weiß-blaue Via triumphalis. In den Fenstern saßen die süßen kleinen Mädchen mit kleinen Sternenbannern und mit blühenden Rosen. Auf den Straßen standen dichtgedrängt Männer und Frauen mit begeisterungsvollen Herzen und freudig strahlenden Mienen.

Die Einundsiebziger ... die Sieger ... die Helden kommen!

Sie kehren heim vom Schlachtfelde — — — nicht eigentlich geradenwegs vom Schlachtfelde, denn sie mußten auf einem Umweg nachhause gebracht werden. Auf dem Umweg über Montauk Point — — — das Fieberlager. Dort hatten sie sich von den furchtbaren Strapazen des Feldzuges im Tropenland erholen müssen, ehe man es wagen konnte, sie den Leuten in der Metropole zu zeigen. Dort hatten sie sich von dem Tropenfieber erholen müssen; von den Folgen der sträflichen Unfähigkeit der Heeresverwaltung, von den Folgen des verbrecherischen Leichtsinnes der Sanitätsleiter.

Und nun kehrten sie heim.

Trompetenklänge ... rasselnde Trommeln ... die aufmunternde, anfeuernde Weise eines flotten Militärmarsches ... „Sie kommen! Hurra! Sie kommen! Die Helden! Die Sieger! Die tapferen Einundsiebziger!"

Die Hurrawelle wälzt sich ihnen voraus durch die breite Straße — — — aber sie begleitet sie nicht, sie folgt ihnen nicht. Die laute Begeisterung erstirbt den Massen auf der Zunge, ein banges tiefes Schweigen breitet sich eiskalt und ertötend über die Festesfreude.

Die Einundsiebziger kehrten heim. Die Helden. Die Sieger.

Sie kamen die lange, breite Straße herauf, über der die Fahnen lustig und stolz und schön im Winde flatterten.

Ein Wagen und noch ein Wagen und ein Wagen — eine lange Reihe Wagen. Die fuhren langsam und feierlich, wie bei einem Leichenbegängnis. Und in den Wagen saßen die Sieger, die Helden, die Einundsiebziger: gelb, hohläugig, abgemagert, alte Männer, vor der Zeit gealtert, Greise mit leeren Blicken, Skelette, lebende Leichname.

Das waren die strammen stolzen Jungen, die lachenden Antlitzes und leuchtenden Blickes für das Vaterland in den Kampf gezogen — vor knapp sechs Monaten. Die gekämpft hatten und gesiegt. Sie hatten den Feind besiegt und waren der Unfähigkeit und Nachlässigkeit und Gewissenlosigkeit der eigenen Heeresverwaltung zum Opfer gefallen.

Die Fahnen flatterten lustig im Wind, aber der Jubel blieb uns in der Kehle stecken, der erstickte in den Tränen, die uns beim Anblick dieser besiegten Sieger in die Augen stiegen. Und die süßen kleinen Mädchen starrten mit weitgeöffneten Augen auf dies Bild des Jammers, die Blumen entglitten ihren Fingern und flatterten langsam herab, als ob's ein Grab zu schmücken galt.

Das war die Heimkehr der Einundsiebziger, der Helden, der Sieger vor achtzehn Jahren.

Und die Väter sehen ernsten Blickes die Söhne scheiden, da das Vaterland wieder zum Kampfe ruft. Sie denken des Tages ihrer Heimkehr vor achtzehn Jahren und hoffen im tiefsten Herzen, daß der Söhne Heimkehr sich froher gestalten möge.

Ein französischer Bericht.

„Le Petit Journal" und der gefangene Fritz O. aus Harburg.

Die Pariser Zeitung „Le Petit Journal" hat einen Korrespondenten in Dijon. In Dijon befinden sich zur Zeit gfangene Deutsche im Hospital. Da ist es ganz natürlich, daß der Korrespondent des „Petit Journal" diese gefangenen Deutschen interviewt und ihre Aussagen zu einem Bericht für sein Blatt verarbeitet. Das hat er denn auch pünktlich getan.

Ein gewisser Fritz O., vor dem Kriege Postbeamter in Harburg, hat dem Korrespondenten erzählt, er habe sich geweigert, auf Befehl seines vorgesetzten Offiziers, des Oberleutnants Karl Steinberg, einen verwundeten französischen Offizier zu töten. Darauf habe der Oberleutnant ihn (den Postbeamten Fritz O. aus Harburg) niedergeschossen. Er sei verwundet liegen geblieben und in französische Gefangenschaft geraten, wo er sich durchaus wohl fühle, denn er hasse seine Landsleute als Feiglinge, Schurken und Mörder. Weiterhin hat der Postbeamte Fritz O. von Harburg erzählt, daß die deutschen Beamten vor dem Kriege von den Behörden angewiesen wurden, die reisenden Franzosen äußerst rücksichtsvoll zu behandeln, um so den Erbfeind, dessen Vernichtung eine Notwendigkeit war, zu blenden.

Schreibt der Korrespondent des „Petit Journal" aus Dijon.

Die zuständigen Stellen in Deutschland haben sich veranlaßt gesehen, diese Geschichte einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, und haben dabei verschiedene sehr wichtige Einzelheiten festgestellt:

Erstens gibt es in der ganzen deutschen Armee keinen Oberleutnant Karl Steinberg.

Zweitens hat es einen Oberleutnant dieses Namens in der deutschen Armee überhaupt niemals gegeben.

Drittens gibt es keinen Postbeamten Fritz O., der in Harburg im letzten Jahr vor Ausbruch des Krieges beschäftigt gewesen ist.

Viertens befindet sich keine Person, die der Harburger Postverwaltung angehörte, in französischer Gefangenschaft.

Aber sonst ist der Bericht des „Petit Journal" korrekt .... und damit dieser Schluß in keiner Weise mißverstanden werde, bemerken wir in klipp und klarem Deutsch: Der ganze Bericht des „Petit Journal" ist vom ersten bis zum letzten Worte erlogen.

Kriegsraketen.

Allerlei Meldungen mit dem Scheinwerfer beleuchtet.

Wir zitieren aus einem New Yorker Morgenblatt:

„New Jerseys Truppen alle mobilisiert. — Von fünftausend Mann, die in Sea Girt eingetroffen, sind elfhundert ohne Uniformen und Ausrüstungsstücke."

Ein Fünftel der gesamten Miliz eines Staates nicht für den Krieg vorbereitet. Und dazu noch die Miliz eines jener Staaten, die sich ihrer Nationalgarde als einer der besten rühmen. Wenn das am grünen Holz geschieht .....

Von den Milizen im Süden und im Westen hat man nie viel rühmenswertes gehört.

Ob man aus den bitteren Lehren des spanischen Krieges wirklich keinen Nutzen gezogen hat? Ob die Blüte der amerikanischen Jugend abermals der Unfähigkeit jener Herrschaften geopfert werden soll, denen die Miliz nichts weiter ist, als die Soldatenspielerei großer Kinder?

*

Die Offenherzigkeit berührt immer dort am angenehmsten, wo man sie nicht erwartet. Die „Times" hat im Eifer der kriegerischen Ereignisse die Katze aus dem Sack gelassen; sie schreibt:

Alliierten arbeiten für Frieden.

Ueben einen Druck auf Carranza aus, weil sie fürchten, daß ihnen das Oel für die Marine abgeschnitten wird.

Allerhand Hochachtung vor dieser Offenherzigkeit. Die Alliierten arbeiten für Frieden — aber nicht etwa aus Liebe zum Frieden; nicht aus Abscheu vor dem Krieg (den sie doch in seiner ganzen Schrecklichkeit kennen gelernt haben); nicht aus Dankbarkeit für die Vereinigten Staaten, die ihnen die Mittel an die Hand geben, den Krieg fortzusetzen; nicht einmal aus Mitleid für Mexiko, das durch den Krieg völlig vernichtet werden wird. Sie wollen den Frieden nur um ihrer selbst willen: weil sie das Oel nötig brauchen, das sie aus Mexiko beziehen ..... und wohl auch, weil sie die Munition, Waffen und all das andere Kriegsmaterial nicht entbehren können, das ihnen die Vereinigten Staaten so bereitwillig liefern. Man kratze den Alliierten und der Engländer kommt zum Vorschein! — Die Allianz über alles ..... und Humanität nur als Mittel zum Zweck.

*

Henry Ford ist Friedensfreund aus Ueberzeugung. Dagegen ist nichts einzuwenden. Wir leben in einem freien Lande, wo jeder seiner Ueberzeugung leben darf (ausgenommen er ist gegen Wilson, dann wird er als Hyphen in Acht und Bann erklärt). Wenn aber Herr Ford jeden Angestellten entlassen will, der sich der Miliz anschließt und für sein Vaterland ins Feld rücken will, so ist dagegen sehr viel einzuwenden. Würde Herr Ford es in Ordnung finden, wenn die Mexikaner oder Japaner ruhig nach Detroit marschieren und von seinen Automobilfabriken Besitz ergreifen dürften? Man kann Friedensfreund sein, ohne deshalb seine Angestellten für ihren Patriotismus bestrafen zu wollen. Friedensfreund sein, heißt Duldsamkeit üben, darum muß man auch die Ansichten dulden, die man selbst nicht teilt.

*

Hannes Kolehmainen, der Marathonsieger, gehört dem 14. Regiment an und weigert sich, mit ins Feld zu ziehen. Er behauptet, man habe ihn nur als athletischen Instrukteur für das Regiment angeworben; — so lange Frieden herrschte, war er mit der Soldatenspielerei einverstanden und nun, da's ernst werden könnte, sagt er: „Ich spiele nicht mehr mit!"

Aber warum denn nicht, Hannes? He who fights and runs away ..... na und im Wegrennen kann's Keiner dem Finnen gleichtun.

*

Schreibt die „Times": „Hyphenismus in alle Winde verflogen." Und mit Erstaunen notiert sie die selbstverständliche Erklärung eines Hyphen: „Warum sollen wir nicht alle uns um unsere Fahne scharen in dieser kritischen Zeit? Was immer unsere Vorurteile und Bewunderung, unsere Pro und Contras den einzelnen Nationen gegenüber sein mögen, wir sind alle Amerikaner.

Eine selbstverständliche Erklärung, ... es wird sie jeder verstehen — wenn er nicht ein Ochs ist.

Die „Times" und das Gelichter ihrer Art betrachtet die patriotische Welle mit staunenden Augen; ihren britischen Gemütern ist Patriotismus und Opferwilligkeit völlig fremd.

So sind wir!

Lee Greenspoon bedauert, daß man seine Glaubensgenossen verkennt.

Gut Schabbes Herr Redakteurleben!

Wenn ich m'r wolli rohchesen (ärgern), kennt ich m'r ärgern von Morgens bis spät zu Nacht un von spät zu Nacht bis in der Früh ... wenn ich m'r wolli rohchesen — aber will ich denn? Ofer, sagt Schiller.

Worieber ich m'r kennt rohchesen? Herr Redakteur